

GEORGE ORWELL



TAGE IN BURMA

ROMAN

DEUTSCH VON MANFRED ALLIÉ

DÖRLEMANN

DÖRLEMANN
eBook

GEORGE ORWELL

TAGE IN BURMA

Roman

Aus dem Englischen von Manfred Allié
Mit einem Nachwort von Manfred Papst

DÖRLEMANN

Die englische Originalausgabe »Burmese Days« erschien 1934 bei Harper & Brothers, New York.

Neuübersetzung

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2021 Dörlemann Verlag AG, Zürich

Umschlaggestaltung: Mike Bierwolf

Umschlagbild: © Zenobilis/Shutterstock.com

Porträt Seite 5: Pictorial Press Ltd/Alamy Stock Photo

Satz und eBook-Umsetzung: Dörlemann Satz, Lemförde

ISBN 978-3-03820-980-5

www.doerlemann.com

INHALT

Cover	
Titelei und Impressum	
Porträt	
Motto	
I	
II	
III	
IV	
V	
VI	
VII	
VIII	
IX	
X	
XI	
XII	
XIII	
XIV	
XV	
XVI	
XVII	
XVIII	
XIX	
XX	
XXI	
XXII	
XXIII	
XXIV	
XXV	
Glossar	
Kolonialdienst als Trauma	
Nachwort	

Zum Autor, zu seinem Übersetzer und zum Verfasser des
Nachworts
Zum Buch



George Orwell

In dieser unzugangbar'n Wildnis,
Unter dem Schatten melanchol'scher Wipfel.

William Shakespeare, *Wie es euch gefällt*
Deutsch von August Wilhelm von Schlegel

I

U Po Kyin, Unterbezirksrichter in Kyauktada, Oberburma, saß auf seiner Veranda. Es war erst halb neun, aber es war April, die Luft drückend, und die langen, stickigen Mittagsstunden kündigten sich schon an. Bisweilen setzte, kühl im Vergleich, ein leichter Windhauch die Orchideen in Bewegung, frisch gegossen in ihren Körben unter der Dachtraufe. Jenseits der Orchideen sah man den staubigen, gekrümmten Stamm einer Palme, und von da wanderte der Blick weiter zum strahlend ultramarinblauen Himmel. Am Zenit, so hoch oben, dass einem schwindelte, wenn man zu ihnen hinaufschaute, kreisten einige Geier ohne die Spur eines Flügelschlags.

Starren Auges, eher wie eine große Porzellanfigur, blickte U Po Kyin hinaus in das gleißende Sonnenlicht. Er war ein Mann von fünfzig Jahren, so fett, dass er schon seit langem nicht mehr ohne Hilfe aus seinem Sessel aufstehen konnte, aber doch ansehnlich, ja sogar schön in seiner Belebtheit, denn die Burmesen werden nicht schlaff und schwabbelig wie die Weißen, sondern setzen das Fett symmetrisch an, wie eine Frucht, die heranreift. Sein Gesicht war riesengroß, gelb und gänzlich ohne Falten, seine Augen waren goldbraun. Die Füße – pummelige Füße mit hohem Spann, die Zehen alle gleich lang – waren nackt, und ebenso war er barhäuptig, mit kurz geschorenem Haar, und war gewandet in einen der typischen bunten Longyis aus dem Arakan, grün und fuchsienrot kariert, wie die Burmesen ihn im Alltag tragen. Er kaute Betel, aus einem

Lackkästchen auf dem Tisch, und dachte über sein bisheriges Leben nach.

Es war ein ausgesprochen erfolgreiches Leben. In seiner frühesten Erinnerung, noch aus den Achtzigern, sah U Po Kyin sich als dickbäuchiges Kind in Mandalay, wie er den Einmarsch der siegreichen britischen Truppen verfolgte. Er spürte noch den Schrecken, den diese Kolonnen mächtiger rindfleischgenährter Männer ihm eingejagt hatten, rotgesichtig und rotberockt, mit den langen Gewehren über der Schulter und dem schweren, rhythmischen Stampfen ihrer Stiefel. Ein paar Minuten lang hatte er zugesehen und dann Reißaus genommen. Mit seinem Kinderverstand hatte er begriffen, dass seine Landsleute gegen eine solche Rasse von Riesen keine Chance hatten. Auf der Seite der Briten zu kämpfen, sich an ihnen festzusaugen wie ein Blutegel, war zum großen Antrieb seines Lebens geworden, schon als Kind.

Mit siebzehn hatte er sich um eine Beamtenstelle beworben, aber er hatte sie nicht bekommen, arm und ohne Freunde wie er war, und drei Jahre lang hatte er in den stinkenden Basaren von Mandalay gearbeitet, als Gehilfe der Reishändler, manchmal hatte er auch gestohlen. Dann, mit zwanzig, war er durch eine geglückte Erpressung in den Besitz von vierhundert Rupien gekommen, und er ging sofort damit nach Rangun und kaufte sich eine Stelle als Schreiber. Es war eine einträgliche Stelle, auch wenn das Salär nicht hoch war. Damals machte ein Ring dieser Amtsschreiber guten Gewinn mit dem Unterschlagen von staatlichen Vorratsgütern, und für so etwas war Po Kyin (denn damals

war er einfach nur Po Kyin; der Ehrentitel U kam erst Jahre später) genau der Richtige. Allerdings war er viel zu talentiert, um sein Leben als kleiner Schreiber zuzubringen, der ein paar armselige Anna und Paise beiseiteschaffte. Eines Tages erfuhr er, dass die Regierung, der es an rangniederen Beamten mangelte, einige unter den Schreibern befördern wollte. In der Woche darauf sollte es öffentlich bekanntgemacht werden, aber zu den hervorstechenden Eigenschaften von Po Kyin gehörte, dass er alles immer schon eine Woche früher als andere wusste. Er sah seine Chance und verriet seine sämtlichen Mitgauner, bevor diese die Gefahr erkannten. Die meisten landeten im Gefängnis, und Po Kyin bekam zum Lohn für seine Ehrlichkeit einen Posten als Hilfsgemeindebeamter. Inzwischen, mit sechsundfünfzig, war er Unterbezirksrichter und würde vermutlich noch zum amtierenden Vizekommissar aufsteigen, und Engländer würden ihm gleichgestellt, ja sogar Untergebene sein.

Im Richteramt waren seine Methoden einfach. Selbst für noch so viel Bestechungsgeld verkaufte er nie den Ausgang einer Verhandlung, denn er wusste, dass ein Richter, der falsche Urteile fällt, früher oder später zur Verantwortung gezogen wird. Seine Praxis, und eine weitaus sicherere, bestand darin, Schmiergelder von beiden Seiten anzunehmen und das Urteil ausschließlich nach juristischen Grundsätzen zu fällen. Damit erwarb er sich den nützlichen Ruf des Unparteiischen. Neben seinen Einkünften von den Prozessparteien erhob U Po Kyin auch stets Tribut, eine Art Privatsteuer, in sämtlichen seiner Jurisdiktion unterstellten Dörfern. Wenn ein Dorf

versäumte, die Abgabe zu entrichten, ergriff U Po Kyin Strafmaßnahmen – Banditen überfielen das Dorf, Älteste wurden unter falschen Anschuldigungen verhaftet und so weiter –, und es dauerte nie lange, bis gezahlt wurde. Auch von sämtlichen größeren Raubüberfällen des Bezirks strich er seinen Anteil ein. Natürlich wussten das alle, ausgenommen U Po Kyins offizielle Vorgesetzte (kein britischer Beamter wird je glauben, was Schlechtes über seine eigenen Leute erzählt wird), aber die Versuche, ihn anzuklagen, scheiterten mit schöner Regelmäßigkeit; die Zahl seiner Anhänger, deren Loyalität durch ihren Anteil an der Beute gesichert war, war zu groß. Wenn etwas gegen ihn vorgebracht wurde, widerlegte U Po Kyin es einfach mit Hilfe gedungener Zeugen und beschuldigte dann die Gegenseite, und am Ende saß er fester im Sattel denn je. Er war praktisch unverwundbar, denn er kannte die Menschen so gut, dass er nie zum falschen Instrument griff, und Intrigen waren zu sehr sein Metier, als dass er dabei jemals durch Unachtsamkeit oder Unwissen versagt hätte. Es konnte als so gut wie sicher gelten, dass keiner ihm je auf die Schliche kommen würde, dass sein Leben eine lange Reihe von Erfolgen bleiben würde, und am Ende würde er als ehrenwerter Mann sterben, mit einem schönen Batzen Rupien, Lakhs davon.

Selbst jenseits des Grabes würde sein Erfolg fortbestehen. Nach buddhistischer Überzeugung werden diejenigen, die in ihrem Leben Böses getan haben, die nächste Inkarnation in Gestalt einer Ratte, eines Froschs oder sonst eines niederen Tiers verbringen. U Po Kyin war ein guter Buddhist und gedachte gegen solche Gefahr

Vorsorge zu treffen. Seine letzten Lebensjahre würde er frommen Werken widmen und so viel Gutes tun, dass es sein vorheriges Leben mehr als aufwog. Wahrscheinlich würden diese guten Werke im Bau von Pagoden bestehen. Vier Pagoden, fünf, sechs, sieben – die Priester würden ihm sagen, wie viele es sein mussten –, mit kunstvollen Steinmetzarbeiten, vergoldeten Schirmen und mit Glöckchen, die im Wind klimperten, jedes Klimpern ein Gebet. Und er würde als Mensch, und zwar als Mann auf die Erde zurückkehren – denn eine Frau hat ungefähr den gleichen Rang wie eine Ratte oder ein Frosch –, oder im schlimmsten Falle als ehrwürdiges Tier, als Elefant zum Beispiel.

All das ging U Po Kyin durch den Kopf, in rascher Folge und meist in Gestalt von Bildern. Bei aller Gerissenheit war sein Verstand primitiv, er trat nur in Aktion, wenn es darum ging, ein ganz bestimmtes Ziel zu erreichen; Nachdenken um des Nachdenkens willen kannte er nicht. Jetzt war er an dem Punkt angekommen, auf den er seine Gedanken gerichtet hatte. Er stützte sich mit seinen beinahe zierlichen Patschhänden auf die Sessellehnen, wandte sich ein klein wenig um und rief recht kurzatmig:

»Ba Taik! He, Ba Taik!«

Ba Taik, U Po Kyins Diener, trat durch den Perlenvorhang auf die Veranda. Er war ein schwächtiger, pockennarbiger Mann, dessen Ausdruck etwas Furchtsames, irgendwie Hungriges hatte. U Po Kyin zahlte ihm keinen Lohn, denn er war ein überführter Dieb, und ein Wort hätte genügt, ihn ins Gefängnis zu bringen. Im Gehen legte Ba Taik die

Hände aneinander und verneigte sich, so tief, dass es aussah, als mache er einen Schritt rückwärts.

»Hochheiliger?«, sagte er.

»Wartet jemand, der mich sprechen will, Ba Taik?«

Ba Taik zählte die Besucher an den Fingern ab: »Da ist der Dorfvorsteher von Thitpingyi, Euer Ehren, der Geschenke bringt, und zwei Dörfler, die einen Fall von tätlichem Angriff anzeigen, den Euer Ehren verhandeln sollen, und auch sie bringen Geschenke. Ko Ba Sein, oberster Schreiber beim Vizekommissar, wünscht Euch zu sprechen, und dann wäre da noch Ali Shah, der Konstabler, mit einem Banditen, dessen Namen ich nicht kenne. Ich glaube, sie liegen im Streit wegen goldener Armreifen, die sie gestohlen haben. Und noch ein junges Mädchen aus dem Dorf mit einem Baby.«

»Was will sie?«, fragte U Po Kyin.

»Sie sagt, das Kind ist von Euch, Hochheiliger.«

»Ah. Und wie viel hat der Dorfvorsteher mitgebracht?«

Soweit Ba Taik wisse, seien es nur zehn Rupien und ein Korb Mangos.

»Dann sag dem Vorsteher«, entgegnete U Po Kyin, »dass es zwanzig Rupien sein sollten und dass es Ärger für ihn und sein Dorf gibt, wenn das Geld bis morgen nicht hier ist. Die anderen empfangen ich gleich. Sag Ko Ba Sein, er soll zu mir herauskommen.«

Schon im nächsten Moment war Ba Sein da. Er hielt sich aufrecht, ein Mann mit schmalen Schultern, hochgewachsen für einen Burmesen, mit einem merkwürdig glatten Gesicht, das an einen Mokka pudding erinnerte. Für U Po Kyin war er ein nützliches Werkzeug.

Bieder und beflissen, tat er seine Büroarbeit gewissenhaft, und Mr Macgregor, der Vizekommissar, vertraute ihm die meisten seiner Dienstgeheimnisse an. U Po Kyin, den seine Gedanken in gute Laune versetzt hatten, begrüßte Ba Sein mit einem Lachen und forderte ihn mit einer Handbewegung auf, sich beim Betel zu bedienen.

»Nun, Ko Ba Sein, macht unsere Angelegenheit Fortschritte? Ich hoffe, dass sie, wie der gute Mr Macgregor sagen würde« - hier öffnete U Po Kyin das Englische nach - »bedeuernde Fortschritte« macht?»

Der kleine Scherz entlockte Ba Sein kein Lächeln. Steif und aufrecht nahm er Platz auf dem freien Stuhl und antwortete:

»Hervorragende, Herr. Unsere Zeitung ist heute Morgen gekommen. Wenn Ihr so freundlich sein wollt.«

Er zog ein Exemplar des *Burmese Patriot* aus der Tasche, einer zweisprachigen Zeitung. Es war eine armselige achtseitige Postille, miserabel gedruckt auf Bögen, die nicht besser als Löschpapier waren, und der Inhalt bestand teils aus Material, das aus der *Rangoon Gazette* gestohlen war, teils aus einfältigen nationalistischen Parolen. Auf der letzten Seite war der Satz verrutscht, so dass das ganze Blatt kohlschwarz war, wie zum Zeichen der Trauer wegen der geringen Auflage der Zeitung. Der Artikel, den U Po Kyin sich vornahm, war allerdings von anderem Kaliber. Er lautete:

In den heutigen glücklichen Zeiten, da uns armen Schwarzen die mächtige westliche Kultur Auftrieb gibt mit der Fülle ihrer Segnungen wie etwa dem

Kinematographen, Maschinengewehren, Syphilis usw., welches Thema könnte da erhebender sein als das des Privatlebens unserer europäischen Wohltäter? Deshalb stellen wir uns vor, dass es unsere Leser interessieren wird, von Ereignissen im Inland zu hören, aus dem Bezirk Kyauktada. Und besonders von Mr Macgregor, dem angesehenen Vizekommissar des besagten Bezirks.

Mr Macgregor ist ganz vom Typus des vornehmen englischen Gentleman alter Schule, von dem wir zu unserer Freude in diesen Tagen eine große Anzahl unter uns haben. Er ist ein »Mann mit Familiensinn«, wie unsere geliebten englischen Vettern so gerne sagen. Ja, eine große Familie hat Mr Macgregor im Sinn. Sein Sinn dafür ist so groß, dass er tatsächlich bereits Vater von drei Kindern im Bezirk Kyauktada ist, wo er seit einem Jahr Dienst tut, und in seinem letzten Bezirk Shwemyo sind es sechs junge Sprösslinge. Es mag schiere Zerstreutheit von Mr Macgregor sein, dass er diese kleinen Kinder ohne jegliche Versorgung zurückgelassen hat und dass manche ihrer Mütter dem Hungertod nahe sind usw. usf.

Es folgte noch eine ganze Spalte in dieser Art, und so erbärmlich es auch war, ging es weit über das Niveau der restlichen Zeitung hinaus. U Po Kyin las sorgfältig den ganzen Artikel, hielt das Blatt mit ausgestrecktem Arm vor sich – er war weitsichtig – und spannte nachdenklich die Lippen, wobei er eine große Anzahl kleiner, perfekt geformter Zähne zeigte, blutrot vom Betelsaft.

»Der Chefredakteur wird sechs Monate Gefängnis dafür bekommen«, sagte er schließlich.

»Das macht ihm nichts aus. Es heißt, die einzige Zeit, zu der seine Gläubiger nicht hinter ihm her sind, ist die, die er im Gefängnis sitzt.«

»Und du sagst, dein kleiner Bürogehilfe Hla Pe hat das ohne alle Hilfe geschrieben? Dann ist er wirklich ein sehr cleverer Junge – ein ausgesprochen vielversprechender Junge! Erzähl mir nie wieder, dass die staatlichen Schulen nur vertane Zeit sind. Hla Pe soll seinen Posten als Schreiber bekommen, unbedingt.«

»Und Ihr meint also, mit diesem Artikel ist es genug?«

U Po Kyin antwortete nicht sofort. Ein Keuchen und Schnaufen war von ihm zu hören; er versuchte, von seinem Stuhl aufzustehen. Ba Taik kannte dieses Geräusch. Er trat hinter dem Perlenvorhang hervor, und er und Ba Sein fassten U Po Kyin jeder auf einer Seite unter den Achseln und hieften ihn auf die Beine. Einen Moment lang stand U Po Kyin schwankend da, balancierte das Gewicht seines Bauches, wie ein Träger auf dem Fischmarkt, der seinen Korb in die richtige Stellung bringt. Dann entließ er Ba Taik mit einer Handbewegung.

»Genug nicht«, beantwortete er Ba Seins Frage, »genug auf keinen Fall. Da ist noch eine Menge zu tun. Aber es ist ein guter Anfang. Hör zu.«

Er ging ans Geländer und spuckte einen scharlachroten Mundvoll Betel aus, dann ging er mit kurzen Schritten auf der Veranda auf und ab, die Hände hinter dem Rücken. Durch die Reibung seiner mächtigen Oberschenkel watschelte er ein wenig. Im Gehen redete er, im primitiven

Jargon der Bürokratie – ein Kauderwelsch aus burmesischen Verben und abstrakten englischen Wendungen:

»Betrachten wir die Sache von Anfang an. Wir werden einen koordinierten Angriff auf Dr. Veraswami führen, den Amtsarzt und Gefängnisdirektor. Wir werden ihn verleumden, sein Ansehen untergraben und ihn schließlich vollkommen vernichten. Es wird eine heikle Unternehmung.«

»Ja, Herr.«

»Gefährlich ist es nicht, aber wir müssen behutsam vorgehen. Wir haben es hier nicht mit einem kleinen Angestellten oder Provinzpolizisten zu tun. Wir haben es mit einem hohen Beamten zu tun, und bei einem hohen Beamten, selbst einem Inder, können wir es nicht machen wie bei einem Schreiber. Wie treibt man einen Schreiber in den Ruin? Einfach: eine Anschuldigung, zwei Dutzend Zeugen, Entlassung und Gefängnis. Aber das können wir hier nicht machen. Behutsam, ganz behutsam, so werde ich vorgehen. Kein Skandal, und vor allen Dingen keine amtliche Untersuchung. Es darf keine Anschuldigungen geben, denen man etwas entgegensetzen könnte, und trotzdem muss ich binnen drei Monaten im Kopf jedes Europäers in Kyauktada den Gedanken festsetzen, dass der Doktor ein Schurke ist. Was nehmen wir als Vorwurf? Bestechung kann es nicht sein, ein Arzt bekommt keine nennenswerten Bestechungen. Was dann?«

»Wir könnten einen Gefängnisaufstand organisieren«, schlug Ba Sein vor. »Als Direktor würde der Doktor dafür verantwortlich gemacht.«

»Nein, zu gefährlich. Ich will nicht, dass die Aufseher wild um sich schießen. Außerdem würde es viel kosten. Illoyalität, das ist es – Nationalismus, aufwieglerische Propaganda. Wir müssen die Europäer davon überzeugen, dass der Doktor illoyale, antibritische Einstellungen hegt. Das ist weit schlimmer als Bestechlichkeit; sie erwarten, dass einheimische Beamte Bestechungsgelder nehmen. Aber wenn sie auch nur einen Augenblick lang an seiner Loyalität zweifeln, dann ist es um ihn geschehen.«

»Es wäre nicht leicht, so etwas zu beweisen«, wandte Ba Sein ein. »Der Doktor ist ausgesprochen loyal gegenüber den Europäern. Er gerät in Rage, wenn jemand etwas gegen sie sagt. Das wissen die Europäer, meint Ihr nicht?«

»Unsinn, Unsinn«, antwortete U Po Kyin gelassen. »Die Europäer machen sich gar keine Gedanken um Beweise. Wenn einer ein schwarzes Gesicht hat, dann *ist* ein Verdacht bewiesen. Ein paar anonyme Briefe wirken da Wunder. Hartnäckigkeit ist dabei alles; Anschuldigungen, Anschuldigungen und noch mal Anschuldigungen – so funktioniert das bei den Europäern. Anonyme Briefe einer nach dem anderen, reihum an jeden Europäer. Und dann, wenn ihr Misstrauen gründlich geweckt ist –« U Po Kyin brachte einen seiner kurzen Arme nach vorn und schnippte mit dem Finger. »Mit diesem Artikel im *Patrioten* fangen wir an«, fügte er hinzu. »Die Europäer werden schnauben vor Wut, wenn sie den sehen. Tja, und als Nächstes reden wir ihnen ein, dass der Doktor ihn geschrieben hat.«

»Das wird nicht leicht, solange er Freunde unter den Europäern hat. Alle gehen zu ihm, wenn sie krank sind. Diesen Winter hat er Mr Macgregor von seinen Blähungen

kuriert. Sie halten ihn für einen sehr guten Arzt, glaube ich.«

»Wie wenig du vom Verstand der Europäer begreifst, Ko Ba Sein! Die Europäer gehen nur zu Veraswami, weil es in Kyauktada keinen anderen Arzt gibt. Kein Europäer traut einem Mann mit schwarzem Gesicht etwas zu. Nein, bei den anonymen Briefen kommt es nur darauf an, dass man genug davon schickt. Ich werde sehr schnell dafür sorgen, dass er keine Freunde mehr hat.«

»Da wäre Mr Flory, der Holzhändler«, gab Ba Sein zu bedenken. (Bei ihm klang es wie »Mr Porley«.) »Der ist ein guter Freund des Doktors. Wenn er in Kyauktada ist, sehe ich ihn jeden Vormittag zu dessen Haus gehen. Zweimal hat er den Doktor sogar zum Essen eingeladen.«

»Stimmt, da hast du recht. Wenn Flory ein Freund des Doktors wäre, könnte uns das Schwierigkeiten machen. Einem Inder kann man nichts tun, wenn er einen Europäer zum Freund hat. Es verleiht ihm – wie heißt das Wort, das sie so gern benutzen? – Prestige. Aber Flory wird seinen Freund sehr schnell im Stich lassen, wenn der Ärger anfängt. Solche Leute kennen keinerlei Loyalität gegenüber den Einheimischen. Außerdem weiß ich zufällig, dass Flory ein Feigling ist. Mit dem werde ich fertig. Dein Teil, Ko Ba Sein, ist es, die Schritte von Mr Macgregor zu überwachen. Hat er dem Kommissar in letzter Zeit geschrieben? Vertraulich, meine ich.«

»Er hat ihm vor zwei Tagen geschrieben, aber als wir den Brief über Dampf öffneten, fanden wir nichts von Belang.«

»Na, wir werden schon dafür sorgen, dass er etwas hat, worüber er schreiben kann. Und wenn er erst einmal

misstrauisch gegenüber dem Doktor geworden ist, wird es Zeit für die andere Sache, von der ich dir erzählt habe. Dann werden wir – wie sagt Mr Macgregor? Ah ja, »zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen«. Einen ganzen Fliegenschwarm – ha, ha!«

Wenn U Po Kyin lachte, war es ein abstoßender blubbernder Ton aus den Tiefen seines Bauches, wie der Anlauf zu einem Husten; aber es war doch ein fröhliches Lachen, ein Kinderlachen sogar. Er sagte nichts weiter über die »andere Sache«, es war etwas zu Persönliches, das man nicht einmal auf der Veranda zur Sprache bringen konnte. Ba Sein begriff, dass die Audienz zu Ende war, stand auf und verneigte sich, zackig wie ein Zollstock.

»Gibt es sonst noch etwas, das Euer Ehren von mir wünschen?«

»Sorge dafür, dass Mr Macgregor sein Exemplar des *Patrioten* bekommt. Und am besten empfehlst du Hla Pe einen schweren Durchfall, so schwer, dass er nicht ins Büro kommen kann. Ich brauche ihn für die anonymen Briefe. Das wäre alles für den Augenblick.«

»Dann darf ich mich zurückziehen, Herr?«

»Möge Gott mit dir sein«, sagte U Po Kyin recht geistesabwesend, dann rief er sofort wieder nach Ba Taik. Er ließ keinen Augenblick des Tages ungenutzt verstreichen. Es dauerte nicht lange, die anderen Besucher abzufertigen, und das Mädchen aus dem Dorf schickte er mit leeren Händen fort, nachdem er ihr ins Gesicht geblickt und erklärt hatte, er kenne sie nicht. Jetzt war es Zeit für das Frühstück. Um diese Zeit des Vormittags packte ihn

regelmäßig der Heißhunger wie ein quälender Schmerz im Bauch. Ungeduldig rief er:

»Ba Taik! He, Ba Taik! Kin Kin! Mein Frühstück! Macht schnell, ich verhungere.«

Im Wohnzimmer hinter dem Vorhang war bereits der Tisch gedeckt, mit einer großen Schüssel Reis und einem Dutzend Schälchen mit verschiedenen Currys, getrockneten Garnelen und aufgeschnittenen grünen Mangos. U Po Kyin watschelte zum Tisch, ließ sich mit einem Seufzer auf seinen Stuhl plumpsen und machte sich sofort über das Essen her. Ma Kin, seine Frau, stellte sich hinter ihn und bediente ihn. Sie war eine schmale Frau von fünfundvierzig mit einem freundlichen hellbraunen Affengesicht. U Po Kyin beachtete sie überhaupt nicht, solange er aß. Mit dem Schälchen dicht unter der Nase schaufelte er mit geschäftigen Fettfingern das Essen in sich hinein und schnaufte heftig dazu. All seine Mahlzeiten waren geschäftig, genüsslich und groß; eigentlich waren es eher Orgien als Mahlzeiten, Gelage aus Curry und Reis. Als er fertig war, lehnte er sich zurück, rülpste mehrere Male und ließ sich dann von Ma Kin eine grüne burmesische Zigarre bringen. Er rauchte nie englischen Tabak, denn der schmeckte für seine Begriffe nach nichts.

Bald darauf kleidete U Po Kyin sich mit Ba Taiks Hilfe für die Arbeit an und bewunderte sich dann eine ganze Weile in dem langen Wohnzimmerspiegel. Die Wände dieses Zimmers waren aus Holz, zwei Säulen, die noch als Teakbaumstämme zu erkennen waren, trugen den Firstbalken, und es war ein dunkler, ungepflegter Raum wie alle Räume in Burma, auch wenn U Po Kyin ihn in

»Ingaleik fashion« eingerichtet hatte, mit furnierter Kommode und Stühlen, einigen Lithographien des englischen Königshauses und einem Feuerlöscher. Den Boden bedeckten Bambusmatten, fleckig von Limonellen- und Betelsaft.

Ma Kin saß auf einer Matte in der Ecke und nähte an einer Ingyi. U Po Kyin drehte sich ein wenig vor dem Spiegel, ein Versuch, einen Blick auf seine Rückseite zu erhaschen. Er trug einen Gaungbaung aus hellrosa Seide, eine Ingyi aus gestärktem Musselin und einen seidenen Paso, Mandalay-Seide in prachtvollem Lachsrot, gelb durchwirkt. Unter Mühen drehte er den Kopf und betrachtete geschmeichelt den Paso, straff und glänzend über sein gewaltiges Hinterteil gespannt. Er war stolz auf seine Leibesfülle, denn für ihn war all das angesammelte Fett und Fleisch ein Zeichen seiner Stärke. Er, der einmal unscheinbar und hungrig gewesen war, war heute satt, reich und gefürchtet. Er hatte sich vollgefressen an den Leichen seiner Feinde – ein Bild, das in seinen Augen beinahe schon Poesie war.

»Mein neuer Paso war billig mit seinen zweiundzwanzig Rupien, was, Kin Kin?«, sagte er.

Ma Kin hielt den Kopf über ihr Nähzeug gebeugt. Sie war eine einfache, altmodische Frau, die von den Gewohnheiten der Europäer noch weniger angenommen hatte als U Po Kyin. Wenn sie auf einem Stuhl sitzen musste, war es ihr unbequem. Jeden Morgen ging sie zum Basar, mit einem Korb auf dem Kopf wie eine Dörflerin, und am Abend sah man sie auf den Knien im Garten, im Gebet der weißen Spitze der Pagode zugekehrt, die wie eine Krone auf der

höchsten Erhebung der Stadt stand. Sie war U Po Kyins Vertraute bei all seinen Intrigen, seit zwanzig Jahren und noch länger.

»Ko Po Kyin«, sagte sie, »du hast viel Böses in deinem Leben getan.«

U Po Kyin tat es mit einer Handbewegung ab. »Was macht das schon? Meine Pagoden werden alles aufwiegen. Es bleibt noch viel Zeit.«

Ma Kin beugte sich wieder über ihre Näharbeit, auf die trotzig Art, die sie immer bekam, wenn sie etwas, das U Po Kyin tat, missbilligte.

»Aber Ko Po Kyin, wozu brauchst du all die Ränke und Intrigen? Ich habe gehört, was du mit Ko Ba Sein auf der Veranda besprochen hast. Du führst etwas gegen Dr. Veraswami im Schilde. Warum willst du dem indischen Doktor etwas tun? Er ist ein guter Mensch.«

»Was verstehst du schon von diesen Amtdingen, Frau? Der Doktor steht mir im Wege. Zunächst einmal nimmt er keine Bestechungen an, und das macht es schwierig für uns andere. Und außerdem - na, es gibt da noch etwas anderes, aber du hättest nie Verstand genug, das zu begreifen.«

»Ko Po Kyin, du bist reich und mächtig geworden, aber was hat es dir genützt? Wir waren glücklicher, als wir noch arm waren. Ach, ich weiß noch, wie es war, als du nur ein Gemeindebeamter warst, und wir hatten zum ersten Mal unser eigenes Haus. Wie stolz wir auf unsere Korbmöbel waren, und auf deinen Füllfederhalter mit dem goldenen Clip! Und als der junge englische Polizeibeamte uns besuchen kam und im besten Sessel saß und eine Flasche Bier trank, was war das eine Ehre für uns! Geld allein

macht nicht glücklich. Was willst du denn mit noch mehr Geld?«

»Unsinn, Frau, Unsinn! Kümmere dich um deine Küche und um dein Nähzeug und überlass die Amtsgeschäfte denen, die etwas davon verstehen.«

»Also ich weiß nicht. Ich bin deine Frau und bin dir immer ergeben gewesen. Aber es ist nie zu früh, Verdienste zu erwerben. Versuche, mehr Verdienste zu erwerben, Ko Po Kyin! Könntest du nicht zum Beispiel ein paar lebende Fische kaufen und sie im Fluss freilassen? Auf die Art erwirbt man große Verdienste. Und als heute Morgen die Priester hier waren, um ihren Reis zu holen, haben sie mir erzählt, dass es jetzt zwei neue Priester im Kloster gibt, und die haben Hunger. Willst du ihnen nicht etwas abgeben, Ko Po Kyin? Ich selbst habe ihnen nichts gegeben, dann kannst du noch die Verdienste erwerben, wenn du es tust.«

U Po Kyin wandte sich vom Spiegel ab. Die Worte rührten ihn ein wenig. Wenn es sich ohne große Mühen tun ließ, ließ er nie eine Gelegenheit aus, Verdienste zu erwerben. In seinen Augen war dieser Vorrat an Verdiensten eine Art Bankkonto, und die Summe wuchs immer weiter an. Mit jedem Fisch, den er im Fluss freiließ, jedem Geschenk, das er einem Priester gab, kam er dem Nirwana um einen Schritt näher. Es war ein beruhigender Gedanke. Er gab Anweisung, den Korb Mangos, den der Dorfälteste gebracht hatte, dem Kloster zu schicken.

Bald darauf verließ er das Haus und machte sich auf den Weg die Straße hinunter, und Ba Taik folgte ihm mit einem Stoß Akten. Er ging langsam, sehr aufrecht, um seinen

Bauch zu balancieren, und hielt sich einen Sonnenschirm aus gelber Seide über den Kopf. Der lachsfarbene Paso schimmerte in der Sonne wie eine Praline in Satin. Er war auf dem Weg zum Gericht, zu den Verhandlungen des Tages.

II

Ungefähr zu der Zeit, zu der U Po Kyin seine vormittäglichen Geschäfte aufnahm, verließ »Mr Porley«, der Holzhändler und Freund von Dr. Veraswami, sein Haus und ging zum Club.

Flory war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, mittelgroß, von guter Statur. Er hatte pechschwarzes, borstiges Haar mit tiefem Ansatz, trug einen kurz geschnittenen schwarzen Schnurrbart, und seine Haut, von Natur aus fahl, war dunkel von der Sonne. Weder fett noch kahlköpfig geworden, wirkte er noch jung für sein Alter, aber sein Gesicht sah, obwohl sonnenverbrannt, sehr abgezehrt aus, die Wangen eingefallen, mit dunklen Ringen unter den Augen. Es war nicht zu übersehen, dass er sich an diesem Morgen nicht rasiert hatte. Er hatte wie die meisten ein weißes Hemd an, kurze Hosen aus Drillich mit Kniestrümpfen dazu, aber statt Tropenhelm trug er einen zerbeulten breitkrempigen Filzhut, ein wenig schräg auf dem Kopf. In der Hand, mit einem Riemen fixiert, hielt er einen Bambusstock, und ein schwarzer Cockerspaniel namens Flo trottete hinter ihm her.

All das blieb jedoch von untergeordneter Bedeutung. Das Erste, was einem an Flory auffiel, war ein hässliches Muttermal, das sich in einem gezackten Halbmond die linke Wange hinunterzog, vom Auge bis zum Mundwinkel. Von links gesehen hatte sein Gesicht etwas Geschundenes, Gramgezeichnetes, als habe er sich geprügelt – denn die Farbe des Mals war dunkelblau. Er wusste, wie hässlich es

aussah. Und immer wenn er in der Öffentlichkeit war, gingen seine Bewegungen ein wenig seitwärts, denn er war stets bemüht, sich so zu halten, dass die anderen seinen Makel nicht sahen.

Florys Haus stand am Oberende des Maidan, fast schon am Rande des Dschungels. Der Maidan, ein großer, leerer Platz, verlief vom Tor aus steil bergabwärts, ausgedorrt und khakifarben, von einem halben Dutzend strahlend weißer Bungalows umrahmt. Alles flirrte, flimmerte in der heißen Luft. Es gab einen englischen Friedhof auf halbem Wege hügelabwärts, mit einer weißen Mauer abgeschirmt und einer winzigen, blechgedeckten Kirche daneben. Jenseits der Kirche kam der Europäische Club, und wenn man den Club erblickte – einen unförmigen einstöckigen Holzbau –, dann erblickte man den wahren Mittelpunkt der Stadt. In jeder Stadt in Indien ist der Europäische Club das spirituelle Bollwerk, der wahre Sitz britischer Macht, das Nirwana, nach dem sich die einheimischen Beamten und Millionäre vergebens verzehren. Hier sogar aussichtsloser als anderswo, denn der Club von Kyauktada hielt sich besonders viel darauf zugute, dass er, beinahe als einziger in Burma, noch nie einen Orientalen aufgenommen hatte. Jenseits des Clubs floss lehmgelb und gewaltig der Irrawaddy, glitzerte diamanten, da wo die Sonne sich darin spiegelte; und wiederum jenseits dessen erstreckten sich riesige Reisfelder, reichten bis an den Horizont, wo eine dunkle Bergkette sie begrenzte.

Die Stadt der Einheimischen, das Gerichtsgebäude und das Gefängnis, lagen zur Rechten, größtenteils verborgen in einem grünen Hain aus Populbäumen. Zwischen den

Bäumen ragte die Pagode auf wie eine vergoldete Speerspitze. Kyauktada war eine recht typische Stadt für Oberburma, wo sich von den Tagen Marco Polos bis zum Zweiten Anglo-Burmesischen Krieg kaum etwas verändert hatte, und vielleicht hätte es noch ein weiteres Jahrhundert im Mittelalter geschlummert, hätte es sich nicht als günstiger Ort für eine Bahnstation erwiesen. 1910 machte die Regierung es zur Bezirkshauptstadt und damit zu einem Ort des Fortschritts – erkennbar an einem großen Gerichtshaus mit seiner Armee aus fetten, doch trotzdem gefräßigen Advokaten, einem Krankenhaus, einer Schule und einem jener gewaltigen, für die Ewigkeit gebauten Gefängnisse, die die Engländer überall errichtet haben, von Gibraltar bis Hongkong. An Einwohnern hatte die Stadt ungefähr viertausend, darunter einige hundert Inder, ein paar Dutzend Chinesen und sieben Europäer. Außerdem gab es zwei Eurasier, Mr Francis und Mr Samuel, der eine der Sohn eines amerikanischen Baptistenmissionars, der andere der eines römisch-katholischen. In der Stadt fanden sich keinerlei Sehenswürdigkeiten, abgesehen von einem indischen Fakir, der schon seit zwanzig Jahren auf einem Baum nicht weit vom Basar lebte und jeden Morgen sein Essen in einem Korb hinaufzog.

Flory gähnte, als er nun aus dem Tor trat. Er hatte sich am Vorabend ziemlich betrunken, und das gleißende Licht tat ihm in den Augen weh. »Was für ein verfluchtes Scheißloch!«, dachte er beim Blick hügelabwärts. Und da außer dem Hund niemand in der Nähe war, sang er laut »Scheißloch, Scheißloch, Scheißloch, Scheißloch ist das hier« zur Melodie von »Heilig, heilig, heilig, heilig ist der